



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 19, 41-47. „In jener Zeit, als Jesus Jerusalem näher kam, und die Stadt sah, weinte er über sie und sprach: Wenn doch auch du erkanntest, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! nun aber ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Waller dich umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich bedrängigen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern, und in dir keinen Stein auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimtückung nicht erkannt hast. Und als er in den Tempel kam, fing er an die Käufer und Verkäufer, die darin waren, hinaus zu treiben. Und er sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht. Und er lehrte täglich im Tempel.“

Die zwölf Apostel vor dem hohen Rufe.

II.

Die Evangelien der letzten drei Sonntage stehen, lieber Leser, in einer schönen Beziehung zu einander: sie enthalten Warnungen vor den Gefahren, denen die Kinder Gottes hier auf Erden hauptsächlich ausgesetzt sind. Am siebenten Sonntage warnte das Evangelium vor den „falschen Propheten“, die den Glauben gefährden. Eine weitere Gefahr für das christliche Leben bringen die irdischen Güter; darum mahnt der Herr im Evangelium des 8. Sonntags: „Macht euch Freunde mittels des Mammons der Ungerechtigkeit!“ — Das heutige Evangelium weist auf die schwere Gefahr hin, die der eigene böse Wille, das sich beherrschende stolze Herz, dem Glaubensleben bereitet: wenn dieser böse Wille siegt, dann ist Verblendung und zuletzt Unglaube die unglückselige Folge. Dieses Unglück schildert in ergreifender Weise die evangelische Erzählung: Jesus weint über Jerusalem, die Hauptstadt des Judenvolkes und gleichsam dessen Repräsentantin, denn die Lehrer, Priester und Führer des Volkes haben dort in der Nähe des Tempels ihren Wohnsitz und regieren von dort aus das gesamte gläubige Volk, — die Führer des Volkes werden das von ihnen abhängige Volk mit sich in den Abgrund reißen. Wie ihr Herz von Gott abgekehrt und dem Irdischen ganz zugewandt war, deutet der Evangelist unverkennbar an, indem er erzählt, wie Jesus die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel warf. — Der gute Hirt weint über das verirrte Schaflein, das sich trotziger seiner Leitung entzieht; dennoch — ungeachtet der Fruchtlosigkeit, die Seiner Unwissenheit nur zu bekannt ist, — lehrt er täglich im Tempel!“ Die von Ihm geleitete und vom Heil. Geiste geleitete Kirche ahmt Sein Beispiel nach. So ist es der wahren Liebe eigen. — Wir versehen uns nun wieder, lieber Leser, in den Saal, wo der Hohe Rath über die

zwölf Apostel zu Gericht sitzt, und hören, was die Apostelgeschichte uns über den weiteren Verlauf der Verhandlung erzählt: „Es erhob sich aber im hohen Rufe ein Pharisäer, mit Namen Gamaliel, ein Lehrer des Gesetzes, der angesehen war beim ganzen Volke; dieser befahl die Männer (Apostel) für eine Weile abtreten zu lassen. Dann sprach er: Ihr Männer von Israel, sehet euch wohl vor bei diesen Männern, was ihr thun wolle! denn vor diesen Tagen stand Theodas auf (ein Anführer), der großsprecherig auftrat, und es schlug sich eine Schar von etwa vierhundert Männern zu ihm; er wurde aber erschlagen, und sein ganzer Anhang zerstreute sich und ging in nichts auf. — Nach diesem erhob sich Judas, ein Galiläer, in den Tagen der Beschreibung (durch die Römer), und er machte viel Volk abwendig, ihm zu folgen; auch dieser (Anführer) kam um, und Alle die ihm anhängen, wurden zerstreut. — Lud nun sage ich euch: Stehet ab von diesen Männern (den Aposteln) und laffet sie! denn wenn ihr Vorkhaben, ihr Werk, von Menschen ist, so wird es zerfallen; ist es aber von Gott, so werdet ihr nicht vermögen, es zu zerstören! Ihr möchtet sonst gar als Widersacher Gottes erfinden werden! — Und sie (die Rathsherren) stimmten ihm bei. Dann riefen sie die Apostel hinein, ließen sie geißeln und geboten ihnen, durchaus nicht mehr zu reden im Namen Jesu. — Sie (die Apostel) gingen aus der Versammlung, sich freuend, daß sie gewürdigt worden waren, Schmach zu leiden um des Namens Jesu willen. Sie hörten aber nicht auf, täglich im Tempel und in den Häusern zu lehren und Jesum Christum zu verkündigen.“ (Apostelgesch. 5, 34-42.)

Der Gesetzeslehrer Gamaliel brachte durch seine Rede wieder Besonnenheit in die Rathsversammlung zurück und rettete das Leben der Apostel. Offenbar ging die Verfolgung der Apostel dieses Mal von den ungläubigen Sadducäern aus, denen auch der Hohepriester Kaiphas angehörte. Und wenn auch der

Kirchenkalender.

- Sonntag, 23. Juli.** 9. Sonntag nach Pfingsten. Apollinaris. Evangelium Lukas 19, 41-47. Epistel Korinther 10, 6-13. St. Lambertus: Um 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der marianischen Jünglings-Kongregation, 9 Uhr feierl. Hochamt. 12^{1/2} Uhr Vortrag und Andacht für die marian. Jünglings-Kongregation. Nachmittags 5 Uhr Fest-Predigt darnach feierl. Andacht und Beisehung der Reliquien des hl. Apollinaris. Karmelitesenstifter: Fest der hl. Maria Magdalena. St. Annastift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marian. Dienstmädchen-Kongregation. Ursulinestifter: Gemeinschaftliche Kommunion der Erstkommunikanten. Vortrag für den Marienverein.
- Montag, 24. Juli.** Christine, Martyrin.
- Dienstag, 25. Juli.** Jakobus, Apostel. Maria Empfängnis kirche: Morgens 8 Uhr Pfarramt.
- Mittwoch, 26. Juli.** Anna, Mutter Mariens. Maria-Empfängnis kirche: Nachmittags 5 Uhr Vortrag u. Andacht für den Mütterverein. St. Anna-Stift: Morgens 6 Uhr hl. Messe, 8 Uhr Hochamt, nachmittags 5 Uhr Fest-Predigt.
- Donnerstag, 27. Juli.** Pantaleon, Martyrer.
- Freitag, 28. Juli.** Innocenz I. Papst. St. Anna-Stift: Oktav der hl. Mutter Anna. Nachmittags 6 Uhr Segensandacht.
- Samstag, 29. Juli.** Martha, Jungfrau. St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.

größte Teil der Pharisäer einen unerböhrlichen Haß gegen Jesum im Herzen nährte, so waren doch nicht alle so gesinnt. Außer Nikodemus gaben es noch manche Mitglieder des Hohen Rates, die heimliche Anhänger der Lehre Jesu waren, und die daher jede Gelegenheit ergriffen, um die Sache des Herrn zu unterstützen, oder doch wenigstens manche harte Maßregel der Feinde Jesu zu vereiteln. Zwischen den erbitterten Gegnern Jesu und Seinen geheimen Anhängern stand noch eine dritte Klasse von Pharisäern in der Mitte; sie glaubten nicht ausreichende Gründe zu haben, um sich Jesu anzuschließen, hatten aber doch noch so viel Gerechtigkeitsgefühl, daß sie von Gewaltmaßregeln gegen die Apostel nichts wissen wollten. An der Spitze dieser gemäßigten Partei stand, wie es scheint, der beim Volke hochangesehene Gamaliel. Sadduceer aber wie Pharisäer hielten sich wohl, das Volk in seinen Vorlesungen zu belibigen; deshalb gingen sie auch ohne jede Widerrede auf den Vorschlag Gamaliels ein, der mit trefflichen Worten vor überreichten, lehrerhaftlichen Schritten warnt, damit die Vorwürfe, die von Vielen aus dem Volke wegen der Kreuzigung schon laut gemacht wurden, nicht erst durch eine neue Verurteilung an den Jüngern Jesu noch vermehrt würden. Die Schuld der Zwölfe liege noch nicht so offen da und bedürfe wohl noch einer eingehenden Untersuchung; sollten sie aber auch Volkswägung und Erregung von Unruhen gegen die bestehende Ordnung beabsichtigen, so habe man selbst für diesen Fall nicht Ursache, vor schnell einzugreifen. Es habe sich ja bei dem Auftritte Theodas und wieder bei dem Galiläer Judas gezeigt, wie die Römer zeitig und kräftig genug eingreifen und dem Uebel zu wehren wüßten. — Vorsichtig nennt der Ratsherr die verhasste Macht nicht; aber die angeführten Beispiele sagen es deutlich genug, daß nur die Römer gemeint sein können. In kluger Berechnung wählt er Beispiele aus der jüngsten Vergangenheit, und zwar solche, die eigentlich nur einen politischen Charakter haben.

Und nun erst, nachdem sich die Gemüter etwas beruhigt haben, hält er den Augenblick für gekommen, auch das zu berühren, was die Freunde Jesu im Hohen Rate glaubten, was die Feinde Jesu unheimlich fühlten, was Gamaliel und seine Partei in ihrer Unschlüssigkeit mindestens ahnten: den göttlichen Ursprung der Sache Jesu! Wahrhaft bewundernswürdig ist die Alternative, vor die Gamaliel den Hohen Rat stellt: Entweder (sagt er) handeln die Zwölfe nur nach einem selbstgemachten Plane, den sie von ihrem Meister aufgenommen haben, und dann wird es ihnen — ohne unser Zutun — nicht besser ergehen als den Theodas und Judas mit ihren Unternehmungen; oder aber (was doch auch möglich wäre,) sie haben wirklich einen göttlichen Auftrag erhalten; dann würden wir uns nicht nur vergeblich anstrengen, sondern sogar große Schuld auf uns laden, weil wir gegen Gottes Willen ankämpfen!

Alles Unrecht vermochte die Veredsamkeit des angesehenen Rabbi doch nicht zu verhindern; so wurde den Aposteln denn die schimpfliche Geißelung zuerkannt und sofort vollzogen. Sehr schön sagt der heil. Lukas über den Eindruck dieser Strafe: „Die Apostel freuten sich, daß sie gewürdigt wurden, Schmach zu leiden um des Namens Jesu willen!“ — Wer Christus liebt (sagt der hl. Chrysostomus) versteht dieses Wort!

Walffischjagd.

Ein Mittsommerbild aus dem höchsten Norden.

Von Rolf Larsen.

Die Reize des hohen Nordens, die landschaftlichen Schönheiten, welche sich dort ergeben, wo sich das hohe Gebirge in steilem Abfalle in Hunderten von tief eingeschnittenen Fjorden mit dem ewig bewegten Weltmeer

vermischt, locken alljährlich viele Tausend deutsche Reisende in das Land der Mitternachtsonne, in das nördliche Norwegen. Der Tourist, der dort über Tromsø zur äußersten Landmarke Europas, dem Nordkap, und weiter darüber hinaus bis zu dem am Varanger Fjord gelegenen Vadö oder gar gegen Archangel zu fährt, befindet sich auf den Jagdgründen des Walffischfanges, und selten verflümmen es die Vergnügungsdampher, die eine oder andere der sich in langer Reihe an den Küsten hinziehenden Walfangstationen anzulaufen. Auch der deutsche Kaiser hat als fast alljährlicher Gast in diesen borealen Gewässern schon wiederholt einer Walfischjagd beigewohnt, die zwar kein Sport, sondern ein mehr oder weniger Gewinn bringender Erwerbszweig, nichtsdestoweniger aber ein an Aufregungen reiches Schauspiel ist, welches keiner vergehen wird, der demselben beizuwohnen einmal in der Lage war.

Die Walfischjagd in den genannten Gegenden hat sich zu einem regelrechten Großbetriebe ausgebildet. Jede Fangstation verfügt über ein Fabrikgebäude samt Nebengebäuden und über einen oder mehrere kleine Dampher, welche selten über 20 Meter Länge haben, außerordentlich breit sind und sich weniger durch ihre Höchste bis zu 10 Knoten betragende Geschwindigkeit, als durch geräuschloses Fahren und große Steuerfähigkeit auszeichnen. Die meisten Fangdampher sind schwarz angestrichen, mit einem oder zwei Masten angeordnet, welche ein Fah oder einen Karb aus Rohrgeflecht tragen, in dem sich ein Mann auf Ausguck befindet. Das Verdeck ragt nur wenige Fuß über das Wasser empor und trägt am Bugspriet, der nicht spitz, sondern abgerundet ist, auf einer Plattform die Harpunenkanone. Diese ist ein auf einer festen Lafette ruhendes kurzes Rohr, welches leicht nach allen Seiten und nach unten und oben verstellbar ist und zuerst die Pulverladung und sodann die etwa 1¹/₂ Meter lange Harpune aufnimmt. Nur der rückwärtige Teil der eisernen Harpune, welcher genau zylindrisch den inneren Dimensionen des Rohres angepaßt ist, befindet sich in dem letzteren. Das Mittelstück der Harpune, welche aus dem Rohre herausragt, besteht aus 2 parallelen eisernen abgeflachten Stäben, zwischen denen sich ein freier Raum von der Form eines riesigen Nadelohrs befindet. In diesem befindet sich nun ein eiserner Ring, der hin- und hergeschoben werden kann und an welchem das etwa 3 Zoll starke Tau fest angeknüpft ist. Am vorderen Ende des Mittelstückes befinden sich ferner 4 durch Scharniere befestigte Widerhaken, welche vor dem Schusse der Harpune in ihrer Längsrichtung eng anliegen, sich aber abspalten, sowie die Harpune unter die Rippen des Wals eindringt. Noch weiter nach vorn befindet sich in dem dort runden Harpunenschaft eine Höhlung, in der eine mit Nitroglycerin gefüllte Glasröhre angebracht ist, welche beim Öffnen der Widerhaken zerbricht. Infolge dessen läuft der Sprengstoff aus und bringt die davor dicht an der Spitze angeschraubte Sprenggranate zum Explodieren. Ganz vorn läuft die Harpune in eine dreitaktige scharfe Spitze aus. Von dem Tau liegt ein kleineres Stück, lose aufgerollt, neben dem Geschütze auf der Plattform, während der größte Teil, viele hundert Meter Seil, sorgfältig auf großen eisernen Trommeln aufgerollt ist, um leicht abzulaufen, wenn das getroffene und von heftigem Schmerz gepeinigtes Riesentier mit Schnellzugsgeschwindigkeit in die Tiefe rast und mit seinen ungeheuren Kräften den Dampher auf der Oberfläche nach sich zieht.

Es ist begreiflich, daß die Explosion im Innern des Körpers fürchterliche Verletzungen und Zerreißen hervorbringt und dem Tiere ein viel schnelleres Ende bereitet als bei der früher üblichen Jagdmethode, bei welcher oft Stunden vergingen, ehe dem abgematteten Tiere durch viele weitere Harpunierungen der Garau gemacht werden konnte. Immerhin vergehen

vom Abfeuern des Geschützes bis zur Explosion meistens einige Minuten, welche das Sprengöl braucht, um bis zur Granate zu kommen und welche die aufregendsten der ganzen Jagd sind. Schon die durch den Schuß bewirkte Wunde ist so groß, daß der dem Körper entauellende Blutstrom in Form eines langen roten Streifens auf der Wasseroberfläche den unterirdischen Weg des Wals anzeigt. Nach der Explosion ist es bald mit seinem Leben vorbei; das Tier wird mit Seilen am Schiffe befestigt und dann geht es fort zur Station, wo die Abspeckung und weitere Verarbeitung des Fisches beginnt.

Ein idyllischer Aufenthalt ist so eine Station keineswegs. Schon der Anblick der halb abgepeckten oder gänzlich skelettierten Tiere ist nichts für garte Nerven. Dazu herrscht in der nächsten Umgebung des Stationshauses ein durch die Mischung des Geruches von Thran, verbranntem Fleisch und den modernen Resten ekelhafter Gestalt, der gerabzu Erbrechen erregend wird, wenn man die Aushöhlräume der Anstalt betritt.

In früheren Zeiten betrachtete man nur die Barten des Wals sowie den Speck und den aus der Leber ausgefachten Thran als wertvoll und ließ den Rest des Leidnams ins offene Meer treiben. Heute schätzt man aber auch das Fleisch, aus welchem ein ausgezeichnetes Düngermittel gewonnen wird, und selbst die Knochen dienen dem menschlichen Kuxe, indem man aus ihnen Gartenmöbel und vielerlei andere Gerätschaften macht.

Weit aufregender als die Jagd mit dem Dampher und der übrigens erst im Jahre 1867 von G. Cordes in Bremerhaven erfundenen Harpunierkanone ist die Jagd in Booten, welche noch heute dort betrieben wird, wo der Mangel an nahen Festländern und Inseln die Anlage von Stationen unmöglich macht, also namentlich in den Meeren um den Südpol. Man verwendet zu diesem Zwecke eigene Walfischfänger, große Schiffe, welche für eine vielmönatliche Reise ausgerüstet sind, die sich manchmal auf 2 bis 3 Jahre ausdehnt.

Sowie vom Maste des hin- und herkreuzenden Schiffes die Meldung herunterkommt, daß in irgend einer Richtung die Wale lafen — man bezeichnet damit das fontainenartige Auswerfen des in den Rippen des Tieres eingebrachten Wassers durch die mitten oben auf dem Kopfe befindlichen Nasen- oder Spritzlöcher — bemächtigt sich eine ungeheure Aueregung der Mannschaft des Schiffes. Die Jagdboote, flache Kiellose und breite Fahrzeuge von großer Manövrierefähigkeit, deren ein Walfischfänger mindestens 4 Stück zu besetzen pflegt, werden ausgeset. Jedes Boot ist mit einem Harpunier, einem Steuermann und vier Kuberern besetzt, welche in bewundernswürdiger Weise darauf eingetrib sind, auch ohne Befehl zusammen zu arbeiten und die richtigen Maßregeln von selbst zu ergreifen. In wenigen Augenblicken ist alles bereit und fort geht es in der Richtung, in welcher die Wale gesichtet wurden. Unter den Fanggeräten sind die Harpunen und das etwa 600 bis 800 Meter lange Seil die wichtigsten. Letzteres liegt in sorgfältigen spiralförmigen Touren aufgerollt auf Deck und ist an einer Harpune befestigt, welche der Harpunier aus möglichst geringer Entfernung, keinesfalls auf mehr als 4 bis 5 Meter, oft aber durch direktes Anfahren an den Wal hineinstößt oder wirft. Nach dem Wurf treiben die Kuberer sofort das Boot mit aller Macht rückwärts, denn jede Bewegung des Tieres, bei welcher es dem Boote zu nahe käme, würde das letztere zerschmettern und dessen Insassen der wässrigen Tiefe überliefern. Der getroffene Wal taucht sofort unter und würde das Boot mit sich ziehen, wenn man ihm nicht so viel Leine nachlaufen lassen würde, als nötig ist. Geht die Leine des Bootes zu Ende, so muß schleunigst diejenige eines anderen Bootes angelüpft werden; oft ist aber dazu keine Zeit mehr und man muß die Leine auslassen und die er-

hoffte Beute ist mit dem Fanggeräth auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Im günstigsten Falle aber beginnt der Wal, der vielleicht 400 bis 500 Meter ins Wasser hinabgetaucht ist, nach einer zwischen 10 und 30 Minuten verlaufenden Zeit Luftmangel zu verspüren. Er beginnt aufzusteigen, und das man aus der Richtung der Leine den Punkt, wo er an der Oberfläche erscheinen wird, annähernd bestimmen kann, eilt ein zweites Boot nach dieser Gegend, um den Wal im Augenblicke des Auftauchens, wo er schnell nacheinander einige Male athmet, aufs neue zu harpunieren. Da er aus Luftmangel nicht sofort wieder auf längere Zeit tauchen kann, beginnt er an der Oberfläche fortzuschleichen und nun hebt eine tolle Fahrt an, vorn der pfeilschnell davonende Wal und hinten drein gezogen die Boote. Oft dauert diese rasende Fahrt stundenlang, bis der ermattete Wal endlich das Kennen aufgibt und die Boote an sich heran kommen läßt, deren Besatzung ihm entweder mit Lanzenstichen oder mit Sprenggeschossen aus besonders dazu konstruirten Gewehren das Ende bereitet.

Inzwischen ist auch das Schiff herangekommen: der Wal wird feuerbordseitig am Schiff befestigt, und nun beginnt, da man keine Verarbeitungsstation hat, die Arbeit des Abspekens; in langen über mehrere Breiten Streifen wird der Speck von dem Rücken abgeholt und an Deckgewunden, zerfleischt und in riesige Kessel geworfen, wo sofort das Thranfischen beginnt. Als Feuerungsmaterial benützt man früher meißens Holz, während man sich dazu jetzt ausschließlich der nach dem Auskochen übrig bleibenden Speckreste bedient, in welchem noch Fett genug ist, um den ganzen Speck auszukochen. Vom Kopfe nimmt man noch die Barten oder bei anderen Walgattungen die Zähne, für das Fleisch aber hat man bei dieser Bearbeitung des Wales keine Verwendung und überläßt den übrigen Kadaver einfach dem Spiele der Wellen.

Der Wert eines erbeuteten Fisches richtet sich natürlich nach dessen Größe, die bei den verschiedenen Arten sehr ungleich ist. Von den großen Arten des Grünlandwales und Bottfisches, welche früher ausschließlich Jagdobjekt waren brachte das Exemplar dem Jäger oft einen Nutzen von 15 000 bis 40 000 Mark, also jeder Wal ein Vermögen. Seitdem diese Tiere aber durch den schonungslos gegen sie geführten Vernichtungskrieg immer seltener geworden sind, werden in den nördlichen Meeren zumeist die kleineren Fische gefischt, die je nach Größe einen Erlös von 800—5000 Mark ergeben. Auch den noch kleineren Buckelwalen wird bereits nachgeholfen. Relativ häufig sind die größeren Wale noch in den Südpolarmeen; aber auch hier, wo die Entdeckungen von Land durch die letzten Forschungsreisen nach langem Stillstand in ein neues Stadium getreten sind, dürfte die Ausrottung rasch vorwärts schreiten.

Der Wal gehört zu den Tieren, welche dem menschlichen Erwerbsbetrieb früher oder später unrettbar zum Opfer fallen. Ein günstiger Treffer und 30 000 Kgr. Speck und 1600 Kgr. Fischbein sind die Beute des glücklichen Jägers. Man sucht jetzt durch Strafbestimmungen die Tiere vor der gänzlichen Ausrottung zu schützen, indem man z. B. in Norwegen eine Schonzeit eingeführt und das Töten der Tiere innerhalb einer Zone von zwei Meilen von der Küste verboten hat. Wenn aber die auf die Uebertretung dieser Bestimmung gesetzte Strafe in Norwegen 3000 Kronen, in Rußland aber gar nur 25 Rubel beträgt, so verwandelt sich die Strafe in eine Geld kostende Lizenz und der Gesetzeszweck ist verfehlt.

Gegen Ende des Mittelalters und zum Beginn der Neuzeit lag der Walfischfang fast ausschließlich in den Händen der seefähigen Normannen und Dänen; im 17. und 18. Jahrhundert bemächtigten sich Engländer und

Holländer der Jagd. Auch Friedrich der Große ließ Schiffe zu diesem Fang ausrüsten. Trotzdem hat der Walfischfang in der deutschen Rhederei nicht recht heimisch werden können und verhältnismäßig selten verläßt ein deutsches Schiff zu diesem Zwecke die Nordseehäfen.

Jetzt sind es hauptsächlich die Amerikaner, die dem Fang obliegen. Daß es sich dabei um große Werte handelt, geht aus einer Statistik von Scammon hervor, der den Wert der 1735—1872 gefangenen Wale auf 272 Millionen Dollar, also weit über eine Milliarde Mark berechnet.

Freilich kommen dabei auch viel Verluste an Schiffen und Menschenleben vor, und oft ist der Spruch aus den Zeiten der alten Hanse nur zu berechtigt: „Wischerie — Lotterie!“

Ueber Explosionsstoffe.

Von Thomas A. Edison.

Nichts erscheint mir gegenwärtig so fessam, als daß in all dem Lärm, der sich um den Krieg, um die Soldaten, das Lager, die Schiffe dreht, so wenig von dem wichtigsten Kriegsmittel, all den verschiedenen Explosionsstoffen die Rede ist. Und doch verdienen gerade sie vor allen anderen genannt zu sein, denn manche von ihnen verüben wahre Wunderdinge. Was könnte man nicht alles im Schlachtengewühl durch sie erreichen — wie viele Schlachten könnte man durch sie vermeiden. Freilich lassen nicht alle Explosionsstoffe sich im Kriege verwenden, denn sie sind so außerordentlich wirksam und müssen mit so ungläublicher Vorsicht behandelt werden, daß sie eine konstante Gefahr für die eigenen Leute bedeuten würden. Nur jene Explosionsstoffe also, die „einen Puff aushalten können“, kann man auch als Geschosse verwenden.

Eine Kanone ist eine Maschine wie jede andere und muß nach ökonomischen Prinzipien behandelt werden. Man muß bei ihr kein Pulver sparen, wie man bei einer Dampfmaschine die Kohlen sparen muß. Außerdem muß die Ladung derart zusammengesetzt und berechnet sein, daß sie in Feuer gesetzt, stets an Kraft zunehmend das Geschöß durch das Rohr treibt und die Kraft auch des letzten Pulverteilchens in Aktion tritt, sobald das Geschöß die Mündung des Rohres erreicht aber noch nicht verlassen hat. Würde die Explosion dieser letzten Pulverteilchen eher erfolgen, dann wäre ein Verstoß des Geschößrohres die Folge. Bei vielen Explosionsstoffen ist eine beartige Berechnung nun von vornherein ausgeschlossen, und die Benutzung dieser Stoffe insolgebehen auch. Im gewöhnlichen Leben gilt Dynamit als einer der gefährlichsten Explosionsstoffe; aber ganz mit Unrecht, da er hauptsächlich zu den harmlosesten gehört. Ich habe wenigstens nie bemerkt, daß Dynamit schwer zu handhaben sei, und besondere Vorsicht erheische. Ich nahm einst eine Menge Dynamit mit mir hinaus in den Wald, der dicht an meinem großen Eisenberge liegt, und stellte besondere Versuche an. Wir thaten Dynamit in lothendes Feuer, es explodierte nicht; wir warfen schwere Felsstücke darauf, es rührte sich nicht, und in meinen Minen brauchen wir es zentnerweise, ohne daß wir je einen Zwischenfall zu beklagen gehabt hätten. In Verbindung mit andern Explosionsstoffen freilich ist es eine furchtbare Wirkung; Nitro-Glycerin dagegen muß zu jeder Zeit gefürchtet werden.

Ich kannte einen Schmied, der einst einen Tropfen Nitro-Glycerin auf seinen Ambos that und mit seinem Hammer einen Schlag darauf that. Der Ambos versank metertief in die Erde, das Dach der Schmiede flog in die Luft, die Mauern stürzten zusammen, der Schmied selber aber ersparte seine Begräbniskosten, denn man fand ihn nicht mehr zusammen.

Die Wirkungen des Nitro-Glycerins stehen aber trotzdem weit hinter denen des Nitrogenjodid zurück, dessen Explosivkraft 4000 Fuß

in der Sekunde beträgt, d. h. in gemeinverständlichen Worten ausgedrückt: „wenn ich eine Zündschnur von weit über einem Kilometer Länge aus Nitrogenjodid herstellen und das eine Ende derselben anzünden würde, dann würde das andere Ende noch in derselben Sekunde zur Explosion kommen. Die Explosionsgeschwindigkeit ist also dreimal so groß wie die Geschwindigkeit des Schalles, der bekanntlich nur 1400 Fuß in der Sekunde zurücklegt.“

Gegenwärtig habe ich einen Explosionsstoff hergestellt, der wohl kaum jemals aus meinem Laboratorium herauskommen wird, ich wähle nämlich wirklich nicht wie. Ich stelle ihn nur tropfenweise her und er befindet sich in einem so ausnehmend „arten“ Gleichgewichtszustande, daß es genügt über ihn hinzuhäuschen, um ihn zum Explodieren zu bringen, ja, der Schall einer Stimme genügt, um ihn aus dem flüssigen Zustande in den gasförmigen zu bringen und darin festsetzt ja gerade die Explosion.

Im übrigen habe ich die Wohlthaten der Explosionsstoffe nicht nur in meinen Bergwerken und Minen, sondern auch in meinem Privatlaboratorium schon erprobt. Eines Tages bekam ich einen Besuch von vier Herren, die lediglich nur die Neugierde zu mir getrieben hatte. Ich war ihnen gegenüber so höflich als möglich und so lange es ging, als ich aber sah, daß sie absolut keine Miene machten, mich zu verlassen, da entschuldigte ich mich und sagte, ich könne nicht soviel Zeit verlieren, ich müsse an die Arbeit. Ach, das sei ja doppelt interessant, nein, da gingen sie nicht, da mühten sie mir zusehen dürfen. „Was ich denn jetzt gerade arbeite?“ Bei dieser Frage kam mir eine infernalische Idee. „Ich beschäufte mich mit Explosionsstoffen.“ — „Oh, das sei herrlich!“ „Aber gefährlich,“ meinte ich. Da lächelten sie. „Oh, sie hätten volles Vertrauen zu mir, sie würden um jeden Preis bleiben. Ich täuschte ihr Vertrauen aber auf schändliche Weise. Geschickt verteilte ich einige Tropfen eines ziemlich harmlosen Explosionsstoffes auf dem Boden des Laboratoriums und pöblich: Bum, bum, bum! ging die Explosion los. Hier . . . dort . . . überall . . . Meine Besucher sprangen in die Höhe wie besessen und bums flogen sie zur Thür hinaus. Leider aber hatte ich die Präzanz meines Stoffes doch nicht richtig bemessen, denn alle Fensterheben meines Laboratoriums gingen in Stücke, und einige wertvolle Apparate auch. Trotz alledem habe ich das Mittel noch einmal angewendet und zwar einem Interviewer gegenüber, den ich auf andere Weise nicht los werden konnte. Den vertrieb ich durch einfaches Knallgas, und einen anderen . . . doch das sind ja Geschichten, die nicht hierhergehören und die mich mit den Blättern verfeinden könnten, und das möchte ich nicht, nicht um die Welt.“

Eine Begegnung.

Novellette von Gerhard Walter.

„Donnerwetter, mein lieber Freund“, sagte der Raier Wendelin und hob sein Glas gegen den Hansherrn, „das muß ich gestehen, Du hast einen Geschmack bewiesen, der Dir Ehre macht. Solch eine Frau, wie Deine, die soll man noch suchen zwischen Rhein und Remel! Erlaube, daß ich diesen Römer mit ausgezeichnetem Rheinwein auf ihr Wohl trinke! Aber nun gestatte auch, daß ich Dich bitte, mir zu erzählen, wie Du sie gefunden hast. Wir waren ja alle über die Mägen erstaunt, als Deine Verlobungsanzeige kam und auf ihr ein gänzlich unbekannter Name stand, nachdem jahrelang so manch' ein anderer mit mir dem beinigen in Verbindung gebracht war. Es wurde erzählt, Du habest Deine Braut unter ganz außerordentlichen Umständen gefunden.“

Die Gläser der Freunde klirren zusammen. Es war eine stille laue Sommernacht. Hin und wieder flog ein Johanniskäfer wie ein

leuchtender Edelstein durch das Dunkel draußen vor der Laube, in der das Windlicht mit sanftem Scheine brannte.

„Ja“, sagte der Hausherr mit beglücktem Lachen, „weißt Du, das Leben ist in seiner Wirklichkeit viel romanhafter, als sich die kühnste Dichtersphantase ausdenken mag. Und wenn ich nicht wüßte, daß die Geschichte buchstäblich Wahrheit ist, dann möchte ich sie selbst anzweifeln, auf ihre Möglichkeit. Reich mir Dein Glas und laß es wieder füllen, und dann laß Dir erzählen. Nimm Dir noch eine Cigarre — habe sie noch selbst mitgebracht aus der Havanna — und dann höre zu und zweifle nicht, wenn ich Dir sage, daß mein Lebensschicksal buchstäblich an einer einzigen Minute gegangen hat. Prost, Wenden!“

Mit leisem Klutern neigten sich die Seeligen gegen einander.

„Also die Sache war die, wie unser Hauswirt zu sagen pflegt. Ich hatte den Dienst als Seeoffizier mit tiefem Bedauern wegen zunehmender Kurzsichtigkeit aufgeben müssen, hatte mich auf den Intendantendienst vorbereitet und war auch verhältnismäßig bald wieder zu Stellung und Würden als Intendanturrat gekommen. Vor zwei Jahren hatte ich es erreicht. Aber über all dem Studieren war's mir schier wirbelig im Kopf geworden, und ehe ich mein neues Amt antrat, ging ich nach meinem lieben Thüringen. Ich kannte da ein Thal, still und verborgen, in dem es mir schon früher wohl gewesen war. Da zog es mich mich wieder hin. Es war nicht weit von Eisenach. Ein Vormittagsmarsch genügte, um auf die Wartburg zu gelangen. — In meinem Waldhörnlein war ich bald mit allerhand guten Gesellen bekannt geworden. Am besten gefiel mir darunter der Oberförster. Und mit dem hatte ich mich eines Tages verabredet. Er hatte dienlich in Eisenach zu thun und wollte mit der Bahn hinfahren; ich ging natürlich zu Fuß. „Wenn Sie um 8 Uhr abmarschieren, sind sie um 1/12 auf der „Hohen Sonne“, wies er mich an. „Dann stärken Sie sich nach dem Marsch bis 12 und sind dann mit Schlag 1 Uhr da, wo die elektrische Bahn im Eingang des Annathals hält. Da erwarte ich Sie und wir bilgern dann zusammen auf die Wartburg. Später ziehen wir uns thalabwärts und essen im neuen „Nodensteiner“ und trinken einen guten und nicht zu kleinen Tropfen dazu.“

Und das alles sagte der Mann mit einer Ruhe, als ob es sich gar nicht um das Lebensglück zweier Menschen dabei handelte. Das konnte er ja freilich auch nicht wissen. Wir tranken unsern Schoppen aus und gingen nach Hause.

Schöner konnte ein Frühlingstag im Paradies gar nicht aufgehen sein, als der, welcher mit dem folgenden Tage anbrach. Seligen Nutes ging ich meiner Wege, und gelangte auf den „Wachstein“. Da lagerte ich mich und sah mit fröhlichen Augen von dem grössten Felsgebilde hinab ins blühende Thal, wie es in aller Bergespracht da unten sich breitete; und nach Genuss eines Cognacs und einer Schinkenemmel ging ich, nichts ahnend, fürbaß. Wie ich aber nach der Uhr sah, da bemerkte ich, daß ich diese Frühstückspause doch ein bißchen zu lange ausgebehnt hatte für meine Verhältnisse, und als ich die gelben Mauern der „Hohen Sonne“ im Sonnenglanz leuchten sah, da war's 1/12 statt 1/12. Pünktlichkeit war nun von je meine Kardinaltugend, und so beschloß ich denn schnell, um meinen Oberförster nicht warten zu lassen, dort gar keine Rast zu machen, sondern nur einen schnellen Blick auf die Wartburg durch den berühmten Aushau im Walde zu thun und sofort den Abstieg zur „Drachenschlucht“ zu machen. — Schicksal!

Ich ging also ohne mich aufzuhalten an allen Kellnern und sonstigen Lebewesen vorbei auf den Wartburgblick zu. Kaum war ich an das Gitter herangeraten, da fiel mein Auge auf ein Gefährt, das aus dem Walde vor mir grade heraustrat, bespannt mit einem

braunen und einem weißen Pferde. Letzteres zog meinen Blick an. Und nun sah ich, wie in dem Wagen ein Herr und eine Dame saßen. Im selben Augenblicke aber durchfuhr es mich auch im freudigen Schreck. „Ursinus!“ rief ich laut. Das müßte ja mein lieber alter Kamerad von der Weltreise auf der „Elisabeth“ sein — und im nächsten Moment war er aus der Kalesche gesprungen und stand vor mir am Gitter und wir schüttelten einander herzlich die Hände: „Mein lieber Degenhart!“ hörte ich die wohlbekannte Stimme, und sah ihm in die ehrlichen blauen Augen. Wir hatten uns a tempo erkannt.

„Gehst mir nicht gut!“ sagte er; „habe viel Leid und Aufregung erfahren und fahre nun — gehen darf ich nicht viel — auf Urlaub auf den Thüringer Wald. Wollte hier überhaupt gar nicht halten, sondern geradenwegs nach Kuhlha durchfahren: aber nun ich Sie hier gefunden habe nach manchem Jahr, da will ich doch den Augenblick festhalten. Wo wollen Sie hin?“

„Nach Eisenach!“ sagte ich fröhlich. „Schön, wollen Sie mich mitnehmen? Das heißt später. Dann fahre ich mit meiner Nichte auf Umwegen voraus, denn Sie werden doch gehen wollen.“

Ausgezeichnet! Und treffen uns nachher im „Nodensteiner.“

„Kenne ich!“ Sehr gut. Um 4 Uhr?“

„Famos, Sie alter Ursinus, Sie!“

„Lisbeth, komm mal her!“ rief er zum Wagen hinüber. „Ein alter Kamerad von der Weltreise!“ Ein reizendes junges Mädchen, dunkelhaarig, mit blauen Augen und dunklen, scharfgezeichneten Augenbrauen, entsieg leichtfüßig dem Wagen — „wie eine Tanne schlant“ — „Aha!“ unterbrach der Maler den Freund im Erzählen; „nun ahnt mir 'was! Jetzt schenkt' mir erst mal wieder ein; die dunklen Augenbrauen erkenne ich wieder; — sie sollen leben!“

Der goldene Wein rieselte in die Gläser. Am Himmelsanschnitt vor der Laube stand jetzt dunkelgolden der Mond. Fern im Walde rief das Käuslein, und aufrauschend fuhr der Nachtwind durch die Krone der blühenden Linde —

„Da stand sie vor mir als mein liebliches Gesicht“, fuhr der Rath fort, „und reichte mir die Hand. Ein süßes Geschöpf, daß es mir wie eine wehmütige Freude durchs Herz zog, als ich ihr in die großen, klaren, tiefen Augen blickte. — Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen!“ ging es mir, dem Professorsohn, plötzlich und unerwartet durch den Sinn beim kurzen Schauen in diese reinen, leuchtenden Sterne. Der Blick entschied über mein Leben. Vor mir der Frühling, um mich der Frühling, in mir der Frühling.“

„Gabe meine kleine Nichte, von Gotha aus mitgenommen; sie weiß so gut Bescheid im Thüringer Wald“, sagte er herzlich, „darf ich sie mitbringen, in den Nodensteiner.“

Ob ich ja sagte!

„Auf Wiedersehen!“ — Da fuhren sie hin. Und ich ging abwärts zur Drachenschlucht. Freude im Herzen. — Um 1 Uhr traf ich meinen Oberförster, der gerade der elektrischen Bahn entstieg. „So ist's recht!“ rief er mir zu, „Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige und der Soldaten!“

Und pünktlich um 4 Uhr fuhr der Wagen mit dem Korvettenkapitän und seiner Nichte vor dem „Nodensteiner“ vor. — Wurden das köstliche Stunden da! Tausend alte Erinnerungen wachten auf: „Wissen Sie noch?“ und ob ihnen klangen die Römer zusammen, und holdselig und schön saß Lieschen mit ihrem Becherlein zwischen den frohen Gesellen, wie eine liebliche, freundliche, kluge Fee. Und tiefer und tiefer sah ich ihr in die herrlichen Augen.

Die Stunde des Abschieds schlug. Ich zog den Kapitän beiseite.

„Ursinus, Sie wissen, daß ich kein Windbeutel bin, und ich weiß, daß Sie keiner sind. Was sagen Sie, wenn ich Sie frage, ob ich

Ihre Nichte heiraten kann? Ich habe solch Rädel noch nicht gefunden zu Wasser und zu Land.“

Er sah mich an, als hätte der Blitz neben ihm eingeschlagen.

„Alter Mensch!“ — stotterte er — „Sie hat keine Groschen!“

„Ich habe Groschens genug!“

„Sie ist Stütze in einem großen Hause“ — „Dann kann sie auch Stütze im kleinen Hause werden.“

„Sie verdrehter Kerl Sie!“ sagte er zum Schluß, und zerarbeitete meine Hand, immer noch der Alte! Aber denken Sie daran; es geht nichts über kaltes Blut, sagte der Salamander, da sah er im Feuerofen.“

Ich küßte Lieschen die Hand zum Abschied und dann dauerte es noch ein Jahr. Und seitdem habe ich sie auf den süßen Mund geküßt, und bin ein glücklicher Mann im Schein ihrer Augen geworden, der mit jedem rauhen möchte, der behauptet, daß es ihres Gleichen giebt. Komm stoß an:

Kein schöner Glück auf dieser Erden Als Frauenlieb, wem sie mag werden!

Und alles um eine Minute! Sonst wär' mein Glück vorbeigefahren! Ehen werden im Himmel geschlossen, und wenn's noch so unwahrscheinlich wäre!“

Amerlei.

* In der Schule kommen oft Stücken vor wie sie so lustig die „fliegenden Blätter“ gar nicht bringen können. Aus einem Dorfe bei Goya wird dem H. Bogenh. folgendes Geschichtchen erzählt: Ein W.-G.-Schüler meldet sehr vergnügt, daß er „morgen seinen Geburtsstag“ habe und „frei haben“ wolle. Ausnahmsweise und in Berücksichtigung von besondern Umständen wird ihm dies gewährt. Dies hat einem andern Conrage gemacht. Er tritt hervor: „Ich will mor'n ot „Berlof“ hebben.“ — Lehrer: „So darfst Du aber nicht sagen, mein Junge, Du mußt um Erlaubniß bitten.“ — Schüler: keine Antwort. — Lehrer: „Wie sagst Du denn zu deiner Mutter, wenn du ein Butterbrod haben möchtest?“ — Schüler: „Ich will'n Botten hebben!“ — Lehrer (zu einem andern kleinen Fleckstopp): „Und Du, wie sagst du denn zu deiner Mutter?“ — Zweiter Schüler: „Ich segg' of so!“ — Dritter Schüler: „Ich od.“ — Vierter Schüler: „Ich od.“ — Lehrer (nachdem noch viele „id“ erklingen waren): „Wer von Euch sagt denn anders zu seiner Mutter?“ Nach kurzer Pause des Stillschweigens meldet sich der kleine Friedrich.

Lehrer: „Seht Ihr, Kinder, der kleine Friedrich wird Euch Alle beschämen. Na, Friedrich, nun sag' mir mal, was sagst du zu deiner Mutter, wenn Du ein Butterbrod haben möchtest?“ Der kleine Friedrich: „Ich segg' gar niks, id jmeer mit süßen een'n up!“

Schab-Rästel.

Nachstehende Wörter sind, ohne Veränderung der Reihenfolge, also nur durch seitliche Schiebung so unter einander zu legen, daß drei senkrechte Buchstabenreihen drei bekannte Dichter des vorigen Jahrhunderts nennen:

Z w i l l i n g e
L i n d e n b e r g
S o h w e i n s t a l l
G l o i s a n l a g e
F a l l i s s e m e n t
N e i r n b e r g
H e i d e n g o t t

Rästel.

Es ist ein Mann im weißen Kleid,
Der hat in seinem Zimmer
Gar viele Spiegel lang und breit,
Freut sich ob ihrem Schimmer.
Da kommt in grünem Kleid ein Mann,
Will auch sich d'rin besehen;
Kaum, daß sein Atem trifft daran,
So th's um sie geschehen.
Die Spiegel brechen all entzwei;
Doch schnell schmilzt er in Strüden —
Und wieder sind es Spiegel — neu,
Die nun sein Zimmer schmücken.

Auflösungen der Rästel aus voriger Nummer:

Charade: Alzabiel,